

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Der Lorbeer
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und von den künftigen Augen und Herzen
Schmeck' ich voraus im Geiste, wie duftende Blüten,
Gläubige erste Erfahrung ...

Wohl, so möcht' von den Höhen des Lebens
Einstens ich steigen zum Tale des Todes!

Mich umwehten die raunenden Lüfte;
Aufgeschreckt vom nächtlichen Strome
Drängten zu mir sich finstere Schatten;
Hohl herauschende Wasser erhüben
Alles Vergänglichen Plagendes Sterblid —

Aber im Sinken schaut' ich empor noch,
Sähe das stille Erblühen im heiteren Himmel
All der Sterne und Seelen,
All des unendlichen Glücks!

Konrad Falke, Zürich.

Der Korbeer.

Skizze von Adolf Vogtlin, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Beschäftigung hielt stille Zwiesprache mit der Arbeit. Der Frühling hatte die Fenster geöffnet, und von Zeit zu Zeit drang sein fliederduftender Hauch vom Garten her ins sonnenhelle Zimmer herein. Dann tat die junge blonde Frau, die in einem japanischen Seidentkleid auf dem Ruhepolster an der Wand saß, einen tiefen Atemzug. Sie hatte sich schon während der ersten Morgenstunden von einem Gedanken geplagt gefühlt, der ihr, das wußte sie wohl, nicht eher Ruhe ließ, als bis er ausgesprochen wurde.

Das war doch gestern abend eine große Stunde gewesen, als der jüngste Dramatiker der Stadt sein Erstlingswerk im Theater aufführen ließ und die jubelnde Huldigung der Zuschauerschaft und den mit feierlicher Seidenschleife geschmückten Lorbeerfranz vom Umfang eines Wagenrades entgegennehmen durfte. Warum sollte ihr Mann, der über eine schöne Dichtergabe verfügte, nicht auch hervortreten? Er mache nicht den bescheidensten Versuch, sich die Gunst des Publikums zu erwerben. Man braucht sie doch, wenn man vorwärtskommen will. Sie zürnte ihm ein wenig wegen

seiner Gleichgültigkeit in diesen Dingen. Und ein leiser Schatten floh über ihr zartes Gesicht hinweg. Aber allso gleich hoben die elsenbeinernen Stricknadeln ihr feines Gefüter von neuem an, und wenn sie auf ihrer Hände Arbeit niederblieb, ging ein seliges Genügen über die weichen Züge ihres Gesichts, wie es bei glücklichen Müttern wahrnehmbar ist, wenn sie zum ersten Mal ein neues Leben unter dem Herzen fühlen. Sie strickte an einem winzigen weißwollenen Leibchen und tat es mit liebevoller Erwartung.

Vor der gegenüberstehenden Wand saß am nüchternen Schreibtisch ihr Gatte, den Rücken ihr zugewendet, in sich versunken den Kopf auf die Linke stützend und mit der Feder in der Rechten ein weißes Blatt mit Versen füllend.

Plötzlich schlug vom Garten her die süße Strophe eines Vogels ins Zimmer herein. Beide horchten auf, den Kopf nach dem Fenster wendend, und hielten mit Knittern und Kribbeln inne. Jetzt erhob sich der junge Mann. In einem Sahe war er an der Seite seiner Gattin, schlang seinen Arm um sie und küßte sie auf das weiße Grübchen unter dem

Kehlkopf. „Du, Elisabeth,“ sagte er beglückt, „ich hab's doch besser als der arme Umselmann dort draußen auf dem Tannenwipfel. Abend um Abend muß er sein Liebeslied vom Stapel lassen, bis er ein Bräutchen an sich gelockt und firre gemacht hat. Ich habe das meine — und für immer, gelt?“

Schweigsam zog sie seinen Kopf, der jetzt an ihrer Schulter lag, mit beiden Händen an sich und fuhr dann zur innigen Bestätigung seiner Frage mit losender Hand über den kurzgeschnittenen schwarzen Scheitel. „Gewiß, Hermann! Über weißt du, wenn die Liebe nimmer aufhören soll, muß doch immer ein bißchen um sie geworben werden. Das Feuerchen, das nicht geschrönt wird ...“

„Aha, das Feuer der Bestaln! Das müssen wir den Jungfrauen zur Hütung überlassen,“ scherzte er; „uns Männern der Gegenwart fehlt es an der nötigen Zeit!“

„Du,“ sagte sie jetzt mit munterem Ernst und gab seinem Gesicht einen Kuck nach oben. „Guck mal den dort an!“ Eine Petrarcabüste aus Alabastergips, die über dem Schreibtisch an der Wand aufgestellt war, starrte ihm in ihrer steifen Gelassenheit entgegen. „Tausend Sonette auf seine Geliebte hat er gesungen, tausend!“

„O je,“ lachte er, „da müßte ich Millionen singen, um deine Reize auszuschöpfen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Viel schlimmer wär' ich dran als der gute Umselmann dort ... Und dann, woher das viele Futter nehmen für den ungeheuren Kraftaufwand?“

„So mein ich's nicht, mein Törchen! Werke, Taten, die dem Manne das einbringen, was jener um die Schläfen trägt,“ lächelte sie.

„Ah, Lorbeeren! Die brauch ich noch nicht; mein Schopf ist noch dicht ... Und dann haben wir ja keine Fürsten mehr, die Dichter krönen!“

„Muß ich dich an dein eigenes stolzes Wort erinnern: „Mein Volk ist mein Fürst!“?“

„Gut; aber das Volk krönt nur Schützen- und Schwingerkönige und Kunstrunner! Wo sollte soviel Lorbeer wachsen, daß es auch noch die Dichter bekränzen könnte? Sitzt doch in gewissen

Städten auf jedem Aussichtsbänklein ein solcher Sonderling und brütet Träume! Ich bitte dich!“ Hermann lachte einen Brocken, der ein wenig nach ätzender Lauge schmeckte und sein Frauchen darum befremdete. Bald fühlte er sich wieder frei und sagte: „Im Ernst, Elisabeth; wenn du Lorbeerblätter brauchst, etwa im Herbst zur Würzung des Hasenpfeffers, will ich sehen, wie ich dir die Freude machen kann.“ Er führte sie begütigend und setzte sich wieder an den Schreibtisch, wo er alsbald den Faden wieder fand.

An den Rand des Blattes aber, das er gerade vor sich hatte, schrieb er einen Einfall:

Der Lorbeer ist ein giftig Kraut
Und schlägt mit Wahns, wer daran kaut.
Die Tat, nur für sich selbst getan,
Befreit allein vom Größenwahn,
Und wurzelt sie in Zeit und Ort,
Lebt sie schon durch sich selber fort.

Es läutete an der Haustür, und Elisabeth erhob sich. Wie sie Hermann dabei über die Schulter blickte und die Verschen las, rümpfte sie das Näschen und sagte: „Das riecht beinahe nach Wilhelm Busch.“

„Nur daß er niemals so dachte!“ bemerkte Hermann spitz. Er konnte es nicht ertragen, daß man die Erzeugnisse eines Dichters bloß wegen der Ahnlichkeit ihrer Form mit denjenigen eines andern verglich. „Buschverse gab es schon lange vor Wilhelm Busch,“ grollte er. Und während sie hinausging, machten seine Gedanken einen Abstecher ins Gebiet der heroischen Ereignisse; er sah im Geiste Völker mit ihren Gegnern in blutigen Kämpfen um ihr Dasein ringen, und mit innerm Ingriimm setzte er eine andere Strophe hin:

Die Tat geschieht, die geschehen muß
Im Zwang der Natur, nach Schicksalsschluß.
Wer dachte daran,
Daz ein ehernes Kreuz den sterbenden Mann,
Den ehernen Willen belohnen kann?

Damit glättete sich die Welle des Unmuts, und als Elisabeth nun einen stattlichen Herrn hereinführte, der seinerseits verschiedene überflüssige Verbeugungen machte, huschte über das sich aufhellende Antlitz des entrüsteten Dichters ein breites versöhnendes Lächeln.

Elisabeth glitt geräuschlos hinaus. Der fremde Herr aber nahm auf ihrem Ruhepolster Platz und erklärte dem in erwar-

tungsvollem Schweigen Daschenden den Zweck seines Besuches. „Ich bin der Direktor Rosenmund. Sie kennen mich wohl kaum; aber ich kenne Sie aus Ihrem neuesten Gedichtbuch. Das genügt mir. Sie sollen wissen, daß ich im Auftrage des hohen Regierungsrates zu Ihnen komme. Die Sache ist nämlich die. Am kantonalen Gesangfest, das diesen Sommer in Uarwil stattfindet, gedenken wir endlich einmal etwas Eigenartiges zu unternehmen, sozusagen einen Vorstoß ins Reich der neuen Kunst. Das Abfeiern von hundert und mehr Wettgesängen hat das Volk satt, die Kunstrichter und Sachverständigen pfeifen auch darauf. Das Volk soll einen tiefern Eindruck durch eine gesangliche Gesamtleistung erhalten, in der sich sein eigenes Empfinden und Denken, sein eigenes Geschick auslöst. Nun kennen Sie, wie ich aus Ihren Gedichten sehe, die Flucht unseres Volkes über die großen Wasser so gut wie ich. Sie wissen, wie die Sucht nach leichterem Gewinn und rascherem Glück jung und alt verleitet, viel Lücken in unsere Bevölkerung reißt, viel Elend hinterläßt und nach Jahren eine Menge Enttäuschter und Gebrochener zu uns zurückführt. Nun habe ich einen Liederring zusammengestellt, der die Höhepunkte im Leben der Auswanderer zusammenfaßt. Diese Hauptmomente sollten durch Rezitative vorbereitet und untereinander innerlich verbunden werden...“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach Hermann den lebhaft vortragenden Herrn, „ich glaubte, das habe bereits der Dichter Schlosser besorgt!“

„Hat er nicht besorgt. Vielmehr schlecht besorgt. Gänzlich unbrauchbares Zeug. Fades Gewäsch, kein Leben, keine Wirklichkeit darin... Sie sind unser Mann!“ Er legte dem jungen Dichter vertraulich die Hand auf die Schulter.

„Gut denn, Herr Direktor. Ich bin Ihr Mann. Die Idee zu einer solchen Kantate lebt nämlich seit Jahren in mir.“

„Vortrefflich, vortrefflich,“ jubilierte der Direktor, dem sichtlich ein Stein vom Herzen genommen war, „hier sind die Gedichte, die längst komponiert und eingebügt worden sind. Machen Sie uns ein schönes Ganzes daraus... Ein Geschäft

wird's nicht. Geld haben wir keins zu vergeben, aber Ehren dafür in Fülle!“

„Einen dürren Vorbeerkranz etwa?“ lachte Hermann.

„Zum mindesten einen grünen!“ bestätigte der Direktor. „Sie wissen ja, die Demokratie ist nicht ganz undankbar... Bis wann darf ich Ihren Text erwarten? Die Sache eilt.“

„Bis morgen, Herr Direktor!“

„Sie Tausendsassa von einem Not-helfer!“ Damit schüttelte der Musiker Hermann beide Hände, als wollte er die Verse, die ja den Gelegenheitsdichtern im Handgelenk liegen müssen, gleich herausholen und mitnehmen.

Nachdem Rosenmund Abschied genommen hatte und von Elisabeth hinunterbegleitet worden war, stürmte diese in voller Neugier herauf: „Was gibt's? Ein Festspiel mit Musik?“

„Etwas Derartiges soll's geben, Schätz, nur in viel bescheidenerem Rahmen!“

„Ist's möglich?“ rief sie in ungläubigem Glücksgefühl.

„Ja, ein Vorbeer ist uns so sicher wie der Kranz dem Osterstier. Laß gleich einen Glaskasten dafür machen!“ lachte er und fasste sein Frauchen in die Arme, um mit ihr einen Festhopser zu tanzen.

„Du, du,“ wehrte sie errötend, „das geht jetzt nicht!“

„Also muß ich's allein besorgen.“ Und der übermüdige angehende Familienvater warf sich der Länge nach auf das Ruhepolster und strampelte mit den Beinen in der Luft wie ein toller Maikäfer, den ein mutwilliger Knabe auf den Rücken warf. „Nen Vorbeer, 'nen Vorbeer, wer hätte das gedacht!“ rief er einmal übers andere, und da bei ihm Sagen und Singen eins war, erfand er auch gleich eine drollige Melodie dazu.

Bald aber überkam ihn der Ernst der Lage. Er sah sich gezwungen, die Festdichtung unverzüglich an die Hand zu nehmen. Unter dem Drucke des gegebenen Versprechens tauchten alsbald eine Reihe Gedanken in seinem Geiste auf, reich und klar, da sie ihn schon oft, wenn auch in nebelhafter Form, beschäftigt hatten. Die äußere Not und der innere Trieb reichten sich in liebevoller Eintracht die Hand, und kaum hatte

er die Festlieder lesend überflogen, so entwarf er auch schon den Plan zu einem lebensvollen Ganzen. Da war ein Abschiedsgesang für einen Chor von Männern, die ihrer Heimat den Rücken wenden und sich bereits in die tiefe Wildnis des Urwalds, im weiten Westen, mit all ihren Nöten und Entbehrungen, Erwartungen und Hoffnungen hineinversetzt fühlen. Es lag obenauf, ihren Entschluß, auszuwandern, mit der Enge des Vaterlandes und der Unnergiebigkeit der heimischen Scholle zu begründen, die ihre Kinder nur spärlich zu ernähren vermochte. Die Erzählung sollte also die Heimatgenossen begleiten bis zum Meerschiff, das in einem fremden Hafen bereit lag, um sie nach dem entlegenen Westen zu tragen. Wie das Schiff sich vom Festland löst, erheben die Männer den Abschiedsgesang. Dann schilderte er die gedrückte Stimmung der Bergler, die sich tagelang von der öden Fläche einer nicht zu überschauenden Wasserwüste umgeben sehen. Was lag näher, als daß der einsichtige Kapitän sie durch ein flottes Matrosenlied aufmuntern ließ? Bald aber flattert am Horizont mit riesigen Flügeln das Gespenst des Sturmes auf. Die Frauen der Auswanderer werfen sich angstvoll auf die Knie und flehen Gott in einem innigen Gebet um seinen Beistand an. Er erlöst sie, und glücklich gelingt ihnen die Landung und die Übersiedelung nach dem Urwald, wo sie nun Jahre hindurch die Arme röhren und sich ein neues Heim gründen. Es ergeht ihnen zum Teil wohl; allein in ihren Träumen stellen sich die Bilder der Heimat ein, die Erlebnisse der Jugend wachen auf und bemächtigen sich immer aufs neue ihres Herzens, wenn je die Lieder der Heimat an ihr Ohr tönen. Die jungen Männer scharen sich nach ihrem Tagewerk, und wie sie in Gedanken nach dem verlorenen Jugendland Ausschau halten, stellt sich ein übermächtiges Heimweh bei ihnen ein und entlockt ihren Lippen ein schmerzliches Lied. Nachdem sie ihre Eltern im Urwald begraben haben, lehren sie begütert in die geliebte Heimat zurück, um da zu bleiben bis ans Ende ihrer Erdentage. In der Fremde sind sie erst recht der Schönheit und Freiheit ihres Vaterlandes gewahrgeworden. Ihnen gilt das Lied der

Männer, die nur noch den einen Wunsch haben, dem Vaterland bis zum letzten Atemzug zu dienen:

„Werf ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!“

Mit dieser Schlußstrope aus einem Gedicht des größten vaterländischen Dichters, das die Gefühle der ehemaligen Auswanderer machtvoll zusammenfaßte, krönte der junge Dichter im dankbaren Aufblick zu jenem sein Werk „Die Auswanderer“, da er sich unfähig fühlte, etwas Schöneres hervorzubringen.

Die Feder flog, und die Verse entquollen ihr ungesucht zu Hunderten. Ein glühender Schaffenseifer ließ ihn die Stunden sowohl wie das tägliche Brot vergessen, das die treubesorgte Elisabeth ihm beim Zubettegehen auf den Schreibtisch gestellt hatte.

Ach, war das ein beseligendes Gefühl für den jungen Dichter, wenn er sich die schöne Gelegenheit vorstellte, endlich einmal aus heißem Herzen heraus zu Tausenden seines Volkes sprechen zu dürfen, sie in einer ihrer edelsten Empfindungen, der Hingabe ans Vaterland, zu bestärken und ihre Opferwilligkeit für dieses zu erhöhen! Als er lange nach Mitternacht den letzten Satz mit einem weitwürfigen Schlüßschwung hingeworfen hatte, fuhr er mit einem Jubelsprung vom Stuhl in die Höhe und zurück, daß die Wohnung erbebte.

„Was ist?“ rief Elisabeth, aus dem Schlummer aufgestört, vom Nebenzimmer herüber. Und ganz polizeiwidrig stimmte Hermann nachmitternächtlicher Weile sein Triumphlied an:

„nen Lorbeer! 'nen Lorbeer!
Wer hätte das gedacht!“

Wie er ihr dann gegen Morgen, als bereits die ersten Amseln ihren schlummertrunkenen Liebesgesang erhoben, den Gutenachtluß gab, meinte sie, sein Kopf glühe ja wie ein Hochofen.

„O, der wird sich schnell abkühlen,“ lachte er, „denn er ist völlig ausgebrannt!“ So war es auch. Aber das Glücksgefühl, das uns jede ernsthafte besorgte Arbeit verschafft, stellte sich sofort bei ihm ein, als er

sich auf seinem Lager ausstreckte. Wohlig strömte nun die warme Flut aus dem Ge- hirn zurück, sanft und glatt verebbte der Strom der Empfindungen im fühlenden Meere des Schlafes, das sich über seinem Haupte lind zu schließen begann.

Von diesem Tage an machte sich die frohe Erwartung wie warmer Sonnen- schein in der kleinen Familie fühlbar. Dem jungen Manne, der im Hauptberuf einer aufreibenden Lehrtätigkeit oblag, ver- hieß die Gattin einen ersten Sprößling; er fühlte sich umso mehr angeregt, noch im Nebenberuf etwas zu erwerben. Elisabeth hegte die stille Hoffnung, daß die Kantate und deren Aufführung am Landesgesangfest seinen Namen etwas unter die Leute bringen und ihm den Weg ebnen würde, um seine dichterischen Arbeiten in die Öffentlichkeit hinausziehen zu lassen. Denn es entging ihrer heimlichen Beobachtung nicht, daß durch die zweifache Anstrengung, die Kürzung der Nachtruhe, seine Kraft allzu rasch aufgezehrt werden mußte, wie eine Kerze, die man an beiden Enden anzündet. Je mehr sie jedoch sein Wesen erfaßte und sah, wie das dichterische Schaffen ihn beglückte und seinem geistigen Leben Schwung verlieh, desto mehr bedrückte sie der Gedanke, daß er zeitlebens verurteilt sein sollte, den Schulstock zu schwingen, seine Jugend und seine Kraft auf die fruchtlose Ver- besserung von Schulaussäzen zu vergeuden. Nun schloß sich ihrem besorgten Herzen unerwartet, doch längst gehofft, eine schöne Aussicht auf. Das Landesgesang- fest erschien ihr als eine Begebenheit, bei der das erste Hoffnungsfähnchen aufge- pflanzt werden sollte. Sie fühlte sich dazu berechtigt; denn der sonst wortfärige Rosenmund floß von Lob und Anerkennung über, als ihm Hermann die Kantate vorlas; er war erfreut und erklärte, den erzählenden Teil sofort in Töne setzen zu wollen.

„Hab ich's nicht gesagt,“ rief er immer wieder mit unverhohler Freude aus, „Sie sind unser Mann! Jetzt haben wir ein Kunstwerk, zum ersten Mal ein Kunstwerk an einem Landesgesangfest! Da steckt Empfindung, Kraft des Denkens, Phantasie darin. Mit einem Wort, ein lebensvolles Bild, in dem sich unser

Volk erkennen wird. Ich sage Ihnen: Das muß einschlagen! Ich will mein Bestes daran setzen!“

Als sich dann gar noch die Regierung aufraffte, um Hermann für die schön geschlossene Dichtung in einem warmherzi- gen Schreiben zu danken, war Freude im Hause, und in Elisabeths Herzchen verstieg sich die Hoffnung zu allerlei abenteuerlichen Vorstellungen kommenden Glücks. Aber über jeder schwelte ein Lorbeer- kranz. Mit Recht oder mit Unrecht er- schien ihr ein solcher als ein weithin sicht- bares Sinnbild wohlerworbenen Ruhmes, das, wenn es vor feierlich versammeltem Volke ihrem Manne überreicht würde, doch eine öffentliche Bestätigung und Anerkennung seines Werkes war und seinen Namen ins Land hinaustrug. Sie hielt den Ruhm wie der von ihr verehrte Schiller für das höchste Gut, wenn er Taten und Werke krönte, die im Volke weiterleben und wirksam bleiben von Geschlecht zu Geschlecht.

Rosenmund ging indessen mit nachhaltigem Eifer an die Vertonung, und als diese erledigt war, reiste er von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, um bei der Einübung der Gesamtköre durch die größeren Vereine die letzte Feile anzulegen. Das war ein schweres Stück Arbeit; aber gerade in der unermüdlichen Ausdauer zeigten sich die Echtheit und der Ernst sei- ner Begeisterung für die schöne Sache, deren Durchführung er mit der unerbittlichen Strenge oblag, welche die Kunst von ihren Jüngern fordert. Da erklärte er einem an Selbstüberhebung leidenden Männerchor, dort einem wackligen Ge- mischten Chor rund heraus, er sei nicht auf der Höhe der Aufgabe, und schaltete ihn von der Teilnahme an den Gesamtvor- trägen unweigerlich aus. Sein Verfahren mochte viel „böses Blut“ gegen ihn zur Empörung bringen, Rosenmund fühlte sich nur der Kunst und der Gesamtheit des Volkes verantwortlich. „Unentwegt!“ war sein Wahlspruch. Und dabei dachte er an den Weg, der ihn zum Ziele führen sollte, und sein Ziel war die Veredlung der Volksseele.

Im Glauben an eine solche Mög- lichkeit wußte sich Hermann eins mit Rosen- mund, und beide sahen dem Tage der

Aufführung des Werkes auch deshalb mit Spannung entgegen. Es verlangte sie, wahrzunehmen, ob das Volk aufhorche, wenn seine Seelenkinder zu ihm redeten. Einfältigen Herzens wie die Kinder, die in den Wald hineinriefen, wollten die beiden Künstler das Echo der Menge hören, sobald sie ihre Stimmen erhoben.

An einem goldigen Junitsonntag fuhren Hermann und Elisabeth aufs Land hinaus. Zum ersten Mal in ihrem Leben nahmen sie als Ehrengäste an einem Volksfeste teil. Es war eine ereignisvolle Abwechslung in ihrem eintönig verlaufenden Stadtleben, das aus regelmäßiger Pflichterfüllung innerhalb der engen Wohnung, aus stillem Sinnen und Schaffen auf dem weiten Felde der Dichtung bestand. Als sie auf dem Bahnhof ausstiegen, lag das festlich herausgeputzte schimmernde Landstädtchen mit seinem farbigen Flaggenschmuck und seinen mit Spruchtafeln verzierten Triumphbögen aus Moos und Tannenreis wie ein leuchtender Blumenstrauß vor ihnen in der grünen Ebene. Elisabeth schlug das Herz hoch, als sie auf dem Festplatz zu den Hunderten von froh erregten Sängern und Sängerinnen stießen, die ihre Wettgesänge in der Stadtkirche bereits abgewickelt hatten, von dem Empfangsausschuß freundlich willkommen geheißen wurden und aus den dargereichten silbernen Begrüßungsbechern trinken durften. Mehrmals ergriff sie Hermanns Hand, drückte sie ganz heimlich und sagte zu ihm: „Du, ich freue mich so für dich ... Aber wie werden sie's wohl aufnehmen? Es wäre doch entsetzlich, wenn's eindruckslos vorüberginge!“

„Herz, beruhige dich. Läß die Dinge kommen, wie sie müssen. Ich habe mein Bestes gegeben; wenn sie's nicht mit ihrem Herzen aufnehmen, dann verstehe ich sie eben nicht, oder sie bringen meiner Arbeit nicht die nötige Liebe entgegen. Weder am einen noch am andern vermögen wir etwas zu ändern.“

„Aber wenn's am Ende mit der Ver-tonung hapert?“

„O, die ist geglättet! Die ist so frisch, so vollständlich aus alten lieben Weisen neugestaltet, daß einem darüber das Herz im Leibe lacht,“ meinte Hermann. „Wenn

sie die nicht schleden wie Honig, so sind sie keine Bienen mehr, will sagen, haben sie ihr eigenstes Wesen eingebüßt.“

Vom Empfangsausschuß kam ein junger artiger Mann auf sie zu, überreichte Elisabeth einen Strauß prachtvoll erblühter Rosen und heftete ihr das rot und weiße Festzeichen aufs schwarzseidene Gewand, während Hermann von einem blühenden Mädchen ein kleines Resedasträufchen mit einer Granatblüte ins Knopfloch gesteckt und darunter das Abzeichen des Ehrengastes gehetzt wurde.

Die Narwiler wußten, was sich ziemte.

Eine neue freudige Überraschung wurde dem Paare zuteil, als der Festzug sich ordnete und beide vom Festordner unmittelbar hinter den würdevollen Vertretern der Landesregierung, zusammen mit Rosenmund, der musikalischen Hauptperson, eingereiht wurden. Wenig taktvoll kam es Elisabeth freilich vor, als der Festordner dabei bemerkte, die schönste aller Frauen gehöre an die Spitze. Einen Augenblick zwar erglühte ihr jugendfrisches Köpfchen wie eine Mohnrose über dieser Schmeichelei; allein gleich darauf erblaßte es vor Zorn, und sie machte sich Bedenken, das Fest, das so lieblich anhob, möchte nicht aus lauter Unnehmlichkeiten zusammengesetzt sein. Sie fand ihre Fassung wieder, als Hermann ihr lächelnd versicherte, derartiges könnte ihm unter Umständen auch begegnet sein; überhaupt dürfe man bei frohen Feierlichkeiten die Worte der Amtsleute nicht auf die Goldwage legen, und überdies sehe sie heute im Festkleid so wundervoll aus, daß in seinen Augen gar nicht zu viel gesagt worden sei. Dafür erhielt Hermann einen Klaps auf die Hand; unmittelbar darauf spürte er wieder durch die feinen weißen Handschuhe hindurch den warmen Druck ihrer weichen Finger. Wer weiß, wenn es niemand gesehen hätte, wäre sie vielleicht auf die Zehen gestanden und hätte ihm sein liebenswürdiges Späckchen mit einem schweigsamen Kusse belohnt. Beide befanden sich in glücklichster Laune, als der Zug durchs alte Städtchen zog. Die Kanonen donnerten vom nahen bewaldeten Hügel herab, die Kirchenglocken erklangen, und die Festmusik erhielt den Zug der

feierlich gekleideten Teilnehmer in taftmäziger Bewegung.

Rosennunds Herz war gehoben, denn es durfte sich in den eigenen Klängen seiner eigenen Marschmusik ergehen. Nur machte er von Zeit zu Zeit die Bemerkung, es fehle dem Vortrag an Fülle. Der Wirtschaftsausschuß habe den Musikkörper aus Sparsamkeit zu mager gemacht und ihm sämtliche Holzbläser einfach gestrichen. Immerhin gehe es an; die Ochsen, womit er eben den läblichen Ausschuß meinte, hätten noch viel schlimmer wirtschaften können, denn es sei unglaublich, wie da gefnauert werde.

Als der Zug in der viel tausend Menschen fassenden Festhalle angekommen war und sich hinter der reich beladenen Tafel festlegte, wollte Hermann die gerügte Knauserei der Marwiler im Hinblick auf die sprudelnden Weine und reichen Speisefreuden bestreiten. Allein Rosennund ließ den Einspruch nicht gelten: „Der Magen hat eben seine eigene Musik; auf diese verstehen sich die Marwiler gar wohl, und sie lassen sie zu voller Wirkung kommen.“ lachte er, „aber bei der Blechmusik“ — er rieb den Daumen gegen den Zeigefinger — „hört ihr Verständnis auf und damit zugleich unsere Gemütlichkeit.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Regierungsrat,“ warf hier ein Regierungsrat, der neben Elisabeth saß, ein; „die Marwiler wollten eben eine reine Blechmusik für den Festzug haben.“

„Ganz gut, Herr Regierungsrat; ich aber wollte eine Anzahl Holzbläser dabei haben, damit deren Tonfülle die gar zu grellen Tonunreinheiten dieser Blechmusik etwas decke,“ entgegnete Rosennund und machte dabei ein grimmiges Gesicht, wie es Sachkenner aufsezten, wenn Unberufene die Richtigkeit ihrer Behauptungen durch wichtige Bemerkungen in eine schiefe Beleuchtung rücken. Ein Glück für den Regierungsrat, daß Rosennund einstweilen noch keinen Wein trank; sonst hätte er seinem Gegner feuriger zugesetzt. Weder die Ruhe der Nerven noch die reine Stimmung des Gemütes wollte er sich zerstören lassen. Er bedurfte seiner ganzen inneren Sammlung, um die Aufführung der Kantate zu leiten:

da durfte kein Nerv nebensätzlich zittern, jeder hatte sich in den Dienst der einheitlichen Wiedergabe des vom Künstler als Einheit empfundenen Werkes zu stellen. Es entging denn auch Elisabeth nicht, daß er häufig einen Bissen, den er schon an die Gabel gesteckt, wieder auf den Teller zurücklegte, wie seine Augen verloren in die Weite starrten, wie er nicht mehr achtete auf das, was um ihn herum oder zu ihm gesprochen wurde. Sein Geist wandelte im Land der musikalischen Träume. Kurz nach dem Genuss der süßen Nachspeise verschwand Rosennund, niemand wußte wohin.

Seine Abwesenheit machte sich der Regierungsrat zunutze, indem er sich Mühe gab, Elisabeth zu unterhalten. Er hatte einige Novellen und Gedichte gelesen, die da und dort von Hermann in Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren, und gab seiner Freude darüber, daß er des Dichters Muse nun persönlich kennen lerne, liebenswürdig-schwerenötzlichen Ausdruck. Sie wirkte bescheidenlich ab, diesmal sei gar keine einzelne „Figur“ im Spiele; es handle sich in der Kantate vielmehr um eine Angelegenheit des ganzen Volkes, hinter der ihre Person völlig verschwinde. Darauf bemerkte er mit wohlwollendem Lächeln, er sei sicher, dennoch da und dort in dem Werke Hermanns auf Eingebungen der holden Gattin zu stoßen, wenn es auch nur mittelbare wären, die sich bei dem Schaffenden gewollt und ungewollt aus der Lust des Widerspruches ergeben.

Sie schlug die blauen Augen auf, sah ihn einen Augenblick betroffen an und sagte dann: „Da haben Sie vielleicht eine sehr wahre Bemerkung gemacht, Herr Regierungsrat. Es will mich oft bedürfen, als tauchten Gefühle in seinen Dichtungen auf, die ich schon vor Zeiten gehabt und die er damals als unnatürlich oder unmöglich bestritt, während ich umgekehrt mir seine Gedanken oft erst nach jahrelanger Erfahrung aneigne.“

„Sehen Sie, sehen Sie,“ triumphierte der Regierungsrat, „das ist die Ergänzung der Naturen aus ihrem Gegensatz! Trinken wir einen Schluck — Sie mit, Herr Kantatendichter! — auf die kommende völlige Harmonie, die nur

durch den Austausch von Gedanken und Gefühlen möglich wird; denn hier liegt immer und überall der mächtigste Reim zum Fortschritt der ganzen Menschheit!" Die Gläser der drei Türen zusammen. „Es lebe die Harmonie der Ehe und mit ihr die Weltkultur!" rief der Regierungsrat, der sich am perlenden Wein schon etwas erwärmt hatte. Man wurde in der Nachbarschaft auf seinen feurigen Hochruf aufmerksam, und von mehreren Tafeln erhoben sich Gäste, die begeistert einfielen.

„Hätte ich Lorbeerkränze zu vergeben," fuhr der Redselige fort, „würde ich die beiden ersten hier diesem Dichterpaar aufs Haupt setzen!"

„O," meinte Hermann, von sich ablenkend, „das wird nicht ausbleiben. Ich habe gehört, es werde heute Lorbeerkränze regnen. Warum sollen wir alle nicht auch in einen hineinschlüpfen?"

In diesem Augenblick rauschte hinten vor der mächtigen, stufenweise ansteigenden Bühne der Vorhang auseinander. Der unter blauem Himmel in weichem Abendrot leuchtende Alpenfranz grüßte mit ergreifender Deutlichkeit aus einem die ganze Rückwand bedeckenden Bilde herüber. Die Sängerscharen erhoben sich auf einen Wink Rosenmunds, der vorne auf einem hohen und breiten Schemel stand und nun bei allgemein eingetretener Stille den Taktstock in die Höhe reckte. Sowie dieser niederfuhr, wogten die Tonfluten eines unsichtbaren Orchesters auf. Dann setzten die erzählenden Stellen ein, die, abwechselnd und sich steigernd, im Einzel-, Zwei- und Viergesang vortrugen wurden, um sich dann machtvoll in einem von all den vielen hundert Stimmen des Gesamtkhors gesungenen Liede auszuladen. Zum wehmütig gedehnten Abschiedsgesang bildete der munter wie unter einer frischen Bise empor springende Matrosenchor ein packendes Widerspiel, ebenso das ergebungsvolle Gebet der Frauen zum leidenschaftlichen Heimwehlied der Männer. Die vier Höhenpunkte wurden aber überholt von dem Vaterlandslied am Schlüsse der Kantate, in welchem die Auswanderer ihre geliebte Heimat und sich selber wiedergefunden hatten und fortan ihr ganzes Leben dem einzigen geliebten Vaterlande zu widmen

gelobten. So tief war die lauschende Menge ergriffen, daß bei der Schlußstrophe die ganze nach Tausenden zährende Gemeinde aufstand und sie machtvolll mitsang. Die riesige Halle und der Boden unter den Füßen schien zu erbeben. Und dann setzte der Donner des Beifalls ein. Rosenmund war so bewegt, daß er trotz vielfachen Hervorrufen nicht mehr auf der Bühne erschien, und als er später wieder unten in der Halle an der Tafel der Ehrengäste auftauchte, ließen ihm immer noch die hellen Freudentränen über die Wangen. Er ließ es geschehen, daß Männer und Frauen ihn umarmten und führten wie ein verloren gegangenes und wiedergefundenes Kind.

Um sich aus dem allgemeinen Jubel und Taumel herauszuretten, wies er auf Hermann hin und schrie die Leute an: „Der hat's gemacht, das hat dem Ganzen den Geist gegeben, wie Gott dem Leibe die Seele verlieh!" Nicht viel hätte gefehlt, so wäre er auf den Tisch gestiegen und hätte auf seinen Mitschöpfer aus ehrlichem Dankgefühl heraus eine Lobrede gehalten. Allein Trompetentöne unterbrachen den begeisterten Lärm und forderten allgemeine Aufmerksamkeit. Der Vorsitzende des Preisgerichts ließ sich von der Bühne herab vernehmen. Nachdem er der Freude über die schönen Einzelleistungen und der Begeisterung über das unerwartet gute Gelingen der Gesamtaufführung Ausdruck gegeben hatte, verlas er die Preisverteilung. Feierlich nahmen sich die Fahnenträger der verschiedenen Vereine, stellten sich vor der Rednerbühne auf und ließen sich von weißgekleideten Jungfrauen die Lorbeerkränze an die goldglänzende Fahnen spitze festbinden, worauf sie stolz die Bannerseite schwenkend zurücktritten, um andern Preisgekrönten Platz zu machen. Bald war die ganze Fahnenempore, wo die Fähnrichen ihre Symbole wieder niedergelagten, mit lauter franzgeschmückten Bannern ausgestattet; denn diejenigen Vereine, die keinen Preis erhielten, zogen alsbald, die einen lachend, die andern verärgert, ab, da sie ihre fühnen Hoffnungen vereitelt sahen. So kam es, daß die ganze Festgemeinde sich harmonischer Freude hingeben konnte.

Als der letzte Kranz ausgeteilt war und der Preisrichter vom hohen Gestühl herunterstieg, verdüsterte sich plötzlich Rosenmunds Gesicht; es begann darin zu wetterleuchten und zu grollen, wie vor einem losbrechenden Sturm der Himmel zu dunkeln und das Gewölk in der Ferne sich bedrohlich zu ballen anhebt. Elisabeth blickte vor sich nieder und saß sprachlos da. Auch ihre Hoffnung war grausam zerstört. Volle Tränen stahlen sich aus den Augen; sie mußte den stürzenden Bächen mit dem Taschentuch wehren. Hermann hatte ein sanft enttäuschten Lächeln und suchte unter dem Tisch nach ihrer Hand, um sie tröstlich zu drücken. Er hatte sich aus dem Lorbeer ernstlich nie etwas gemacht. Er war in seiner Seele erquiekt, da man seinem Werkchen so warme, ungeheuchelte und wuchtig ausbrechende Teilnahme entgegengebracht hatte. Die Wirkung genügte ihm, sagte sie ihm doch deutlich, daß er sein Volk verstand und daß dieses ihn erfaßte.

So war es ihm unbegreiflich, daß Rosenmund ein ingrimmig verbissenes Gesicht schnitt und daß es ihm um die Mundwinkel herum gewitterhaft zuckte. Zwischenhinein starrte er wie geistesabwesend in die Weite, die mächtige breite Stirn legte sich dann in zürnende Falten und die Löwenaugen funkelten unheimlich. Der jähre Stimmungsumschlag, den er bei dem Musiker wahrnahm, bedrückte Hermann umso mehr, als er ihm durch das gemeinschaftliche Arbeiten menschlich nahegerückt war, und es war ihm unerträglich, daß mitten in der allgemeinen Festfreude ihr eigentlicher Urheber sich in Groll verbohrte. So fasste Hermann teilnehmend mit beiden Händen den Arm Rosenmunds und fragte ihn: „Was fehlt Ihnen, Herr Direktor?“

„Nichts!“ rief Rosenmund bissig, machte seinen Arm frei, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser hüpfen und flirrten, und schrie dann wütend in die Menge hinaus: „Der Teufel hat da seine Hand im Spiel... Ich möchte nur wissen, wer dieser Lauskeker ist!“

Die Ehrengäste in der nächsten Umgebung sahen einander verblüfft an. „Der scheint einen bösen Wein zu trinken!“ lachte einer heraus.

„Was soll das heißen?“ herrschte ihn Rosenmund an. „Ich hab weder bösen noch guten getrunken. Es gibt eben noch anderes Gift, das man nicht auf Flaschen zieht. Gallige, mißgünstige, neidische Kerle laufen im elendesten Nest herum und verspreihen es heimlich!“

„Wen meinen Sie denn? Reden Sie doch, Herr Direktor!“ rief ihm der Regierungsrat zu. „Zählen Sie uns zu diesen? Dann können wir ja nach Hause gehen!“

„Bitte, entschuldigen Sie mich!“ rief jetzt Rosenmund, schon um etliche Grade erleichtert. „Es fuhr mir so heraus. Sie sind natürlich nicht gemeint. Der da ist's!“

Wie der Wolf in der Fabel kam der Vorsitzende des Preisgerichts, der sich am Fest als die wichtigste Person betrachtet wissen und deshalb diejenige, die es wirklich war, beiseite schieben wollte, auf die Tafel der Ehrengäste zu, legte eine umfangreiche Pappschachtel vor Rosenmund hin, schlug den Deckel auf und sagte, indem er sich einladend an Hermann und Rosenmund wandte: „Bitte, meine Herren, bedienen Sie sich! Das Preisgericht will damit auch äußerlich Ihre Konkurrenzlosen, aber nichtsdestoweniger hervorragenden Verdienste anerkennen.“

Als keiner von beiden zugriff, holte er aus der geheimnisvollen Tiefe der Pappschachtel zwei Lorbeerkränze herauf und setzte den einen dem Direktor und den andern dem Dichter aufs Haupt. Hermann gab den seinen gleich weiter, indem er ihn seiner blonden Gattin ins Haar drückte, und jubelte: „Er steht dir ausgezeichnet. So denke ich mir einen Petrarca... Nen Lorbeer! Nen Lorbeer! Wer hätte das gedacht!“ sang er seine Elisabeth an. Und sie lächelte und war beglückt, als die sie umgebenden Herren ihr ~~z~~ huldigten und sich an ihrer befranzteten Anmut freuten und Beifall klatschten.

Wie Hermann sich jedoch umwandte, ergriff ihn Bestürzung. Rosenmund hatte sich den Kranz vom Haupt gerissen, stand auf, warf ihn neben den Tisch auf den Boden und stampfte so wütend darauf herum, daß man bald nur noch einen grünen Krautbrei unter seinen Füßen sah. „Zur Hölle mit der Teufelsware!“ schrie

er, und dann legte er los und verschaffte seinem Groll Luft, daß die ganze Ehrentafel und die Nachbarn aufhorchten und sich nach dem Tobenden umsahen. Der und jener mochte meinen, Rosenmund sei verrückt geworden, wie er schrie, die Arme verwarf und die blitzenden Augen rollte.

„Ist es euch Ernst mit eurer Anerkennung, dann gebt ihr die würdige Form und behandelt unsereinen nicht wie einen Hund, dem man eine Wurst zwirft, damit er das Maul halte! Nur einer, der ihn foppen wollte, würde sie ihm in einer Schachtel verpackt zuwerfen! Die Gabe hat an und für sich wahrhaftig keinen Wert; nur die Art, wie sie einem überreicht wird, könnte einen bekommen. Der Mann hier — er zeigte auf Hermann — hat sein Bestes und der Kunst etwas Neues gegeben, das, wie die Wirkung es bewies, von unserm Volke mit herzhafter Begeisterung aufgenommen wurde. Ich selbst habe redlich mitgetan und dem neuen Unternehmen mehr Zeit und Kraft geopfert als irgend einer der Herren vom Preisgericht. Ich zähle meine Arbeit nach Wochen und Monaten. Den ganzen Winter und Frühling hindurch war ich Tag für Tag auf den Beinen und wanderte in die entlegensten Dörfer, um halbe Nächte hindurch die Chorlieder mit den ungeliehenen Stimmen einzüiben, bis ihre Kraft und Schönheit herauskam. Was ist nun mein Lohn? Der erbärmlichste Verdruß, den ich je erlebt habe. Der Dank der Demokraten! Der Teufel hol ihn!“ Erleichtert füllte er sich sein Glas mit Edelwein, hob es hoch, grüßte damit den Kranz der Ehrengäste und rief: „Einenweg lebe die Demokratie!“

Das Entsetzen wich plötzlich einem schallenden Gelächter, Jubeln und Gläserklingen. Beschämt wie ein Begossener zog der Preisrichter ab. Von allen Seiten kamen nun die Sänger auf Rosenmund zu und stießen mit ihm an. Endlich stürmten einige handfeste Sänger vom Lande heran, hoben Rosenmund auf die Schulter und trugen ihn unter brausenden Hochrufen in der Festhalle herum. Wie sie ihn zurückbrachten und an seinen Ehrenplatz niedersetzen, strahlte er vor Genugtuung, wie die Sonne nach einem schweren Regen.

Hermann hatte sich inzwischen mit Elisabeth verzogen. Sie war ordentlich erschreckt, und ihr Mann sah sich genötigt, sie an die frische Luft zu führen. Sie hielt den Lorbeerkrantz mit der glänzenden rot und weißen Schleife in der Hand, so zierlich, wie sie etwa ein Gemüsekörbchen vom Markt heimtrug, aber auch mit derselben lässigen Gleichgültigkeit. Der Zauber, den der Besitz dieses ruhmreichen Symbols früher auf sie ausgeübt hatte, war glatt aus ihrer lebhaften Vorstellung verschwunden. Sie gingen vors Städtchen hinaus, freuten sich, wie die Leute sie freundlich grüßten und ihnen verwundert nachsahen. Der Frieden der fruchtbaren grünen Landschaft, die Stille des Sonntags kam über ihre Herzen. Als sie beim Waldrand ankamen, lag sie unvermittelt Hermann am Hals und umarmte und küßte ihn aus übervollem Herzen. „Du,“ schluchzte sie, „es war doch alles so schön — bis auf das da!“ Sie hielt ihm den Kranz vor und sagte: „Wollen wir ihn hier an diesem Bäumchen aufhängen? Die Bögel sollen die Lorbeeren holen!“

„Bist du nun schon so weit?“ lachte Hermann überglücklich.

„Ja, es ist entsetzlich, wenn man eine Sache um des Ruhmes willen tut,“ sagte sie in einem Tone, als müßte sie Hermann Abbitte leisten.

„Schon der alte Goethe,“ ergänzte Hermann, „hat den Dichtern die Weisheit vor gehalten: ,Der Ton, der aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet!‘ Das Beglückende der Arbeit lag für mich immer in dem Bewußtsein, daß ich eine Sache um ihrer selbst willen und aus vollem Ernst heraus so gut und gründlich verrichtete, als es in meiner Fähigkeit lag. Im Rausch des Vollbringens, nicht im Erfolg liegt unser Glück. Er läßt in dir das Gefühl zurück, als ob dir ein unsichtbarer Genius den Lorbeer heimlich um die Stirne winde. Der Sieg kann dieses herrlich lohnende Gefühl nur bestätigen, aber niemals verstärken. Und doch wollen wir nicht übersehen, daß es Künste gibt, die von der Anerkennung leben und durch sie groß werden. Vergessen wir unsern lieben Rosenmund nicht!“

„Ja,“ rief Elisabeth, „er soll ihn haben! Aber wie stellen wir's nur an?“

Die beiden Glücklichen lehrten Arm in Arm auf dem Wege, den sie gekommen waren, zur Festhalle zurück, indem sie berieten, wie der Besitzwechsel am ehesten vorgenommen werden könnte. Hier vertraute Hermann seine Gattin dem Schutz des Regierungsrates an und begab sich alsdann an den Tisch, wo die Preisrichter versammelt waren. Da sich alle mit Ausnahme ihres Vorsitzenden in jener festlichen Laune befanden, die hartgesottene Erzfeinde im Tiegel der allgemeinen Menschenliebe mürbe und genießbar macht, gelang es ihm bald, sie zu überzeugen, daß sie sich eines groben Verstoßes gegen Rosenmunds öffentliche Ehre schuldig gemacht hatten. Sofort waren sie auch bereit, die nötige Sühne vorzunehmen, und überließen es gerne Hermann als einem Neutralen, die zweitmäßige Form ausfindig zu machen, in die sie einzufleideln war.

Der Organisationsausschuß, der froh war, einer rednerischen Leistung enthoben zu werden, erklärte sich mit Hermanns Vorschlag einverstanden und erteilte ihm Handlungsvollmacht.

Nun hatte Hermann gewonnenes Spiel. Den Lorbeerfranz unter den breiten Flügeln seines schwarzen Festrockes bergend, bestieg er die Rednerbühne. Ein schmetternder, langgedehnter Trompetenstoß gebot der Festgemeinde Schweigen. Und nun hob er mit weittragender Stimme an und sprach: „Es hat heute freilich Lorbeerkränze geregnet; aber sie sind alle wohlverdient gewesen. Ein Haupt jedoch ist bisher verschont worden, und es liegt nur in der Natur der Sache, daß ein Abstand gemacht wird zwischen den vielen Lorbeerkränzen und dem einen, den ich meine und dessen Anwärter gewiß auch die ganze Festgemeinde, wie es eure

schöne Begeisterung dargetan hat, im stillen sich zu herzlichem Danke verpflichtet fühlt. Ich denke dabei an Direktor Rosenmund!“ Ein allgemeiner, langanhaltender Beifallsruf unterbrach den Redner. „Der Sterne viele, ich meine die Bekränzten, stehen nun seit längerer Zeit am Festhimmel; es ist Zeit, daß der lichte Mond aufzieht!“

Da Rosenmunds mächtiger, aber haarloser Schädel weitherum glänzte, entfesselte die Unzüglichkeit ein schallendes Beifallsgelächter. Rosenmund selbst hatte einen solch ungeheuren Lachanfall, daß er darüber ins Glücksel verfiel.

Hermann war nun die Arbeit leicht gemacht. Denn kaum hatte er die einzigen Verdienste Rosenmunds um das Fest wie um den Volksgesang überhaupt durch ein paar markige Sätze ins Licht des allgemeinen Verständnisses gerückt, so erhoben sich die Sänger, deren Schultern sich bereits einmal bewährt hatten, von neuem, packten Rosenmund und trugen ihn zur Rednerbühne hin, wo Hermann nun das verehrte Haupt mit seinem eigenen Kranze schmückte.

Jetzt war Rosenmund, besonders als ein neuer Beifallssturm einsetzte, mit seinem Schicksal versöhnt. Und als man ihn an seinen Ehrenplatz zurücktrug, sah er nicht anders aus als ein weinfelder feistbafiger Silen, aus dessen kleingewordenen Auglein das voll ausgeschöpfte irdische Glück blinzelte. Hermann und Elisabeth aber genossen das, was man ein himmlisches nennt, als sie im Eisenbahnzug schweigend durch die sternenhelle Nacht nach Hause fuhren. „Du,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, als sie ihm Gute Nacht gesagt, „ich war nie so glücklich über unsern Lorbeerfranz wie in dem Augenblick, da er nicht mehr unser war.“

Die guten Worte

Die Strecke, die wir wandern,
Ein Liebes mit dem andern,
Sie soll uns heilig sein.
Wie Blumen seien die Worte —
Es kommt einst eine Pforte,
Da bleibt wohl eins allein.

Genug, daß wir einst leiden,
Wenn sich die Wege scheiden —
Dann stehen um den Schrein
All jene blumengleichen
Und guten liebereichen
Worte als Engelein.

W. Dietiker, Bern.